

Erzählt Märchen!

Freude, Lust, Spiel, Tanz, Jugendfrohsinn. In erblühter Sommernatur müssen sich in den Märchen widerspiegeln, die wir im Herbst und Winter in der Dämmerstunde unsern Kindern erzählen. Sie sollen ihren offenen Herzen und ihrer lebhaften Phantasie ein Zaubereich erschließen, das nichts mit der grauen Wirklichkeit gemein hat. Das Märchen erzählt hat sich von jeher als ein wunderbares Mittel erwiesen, Kinderseelen zu bannen. Märchen müssen erzählt, nicht etwa vorgelesen werden. Das „Märchen“ ist die Grundlage der Märchen, das in enge Beziehungen zur Menschheit gesetzt wird und sie symbolisiert. Nicht allein das Märchen ist das Ursprungsland des Märchens — wie man vielfach annimmt — sondern auch das Märchenland. Als die Quelle reicher, prächtiger Märchenstoffe ist allerdings Indien anzusehen, von wo aus sie zunächst nach Arabien und von hier aus während der Kreuzzüge nach Europa wanderten. Im Orient gibt es sehr alte Märchen Sammlungen, und mehrere Stoffe daraus gingen auch über in das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Europa: die im Mittelalterlichen Latein geschriebenen „Gesta Romanorum“. In Deutschland haben im Jahre 1812 die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm mit ihren „Kinder- und Hausmärchen“ ein für alle Zeiten musterhaftes Märchenbuch herausgebracht, indem sie mit eben so großem Geschick wie richtigem Gefühl viele im Volksmunde noch verbreitete Märchenstoffe sammelten und so wiedergaben, wie die Herzen der Kinder sie in ihrer Reinheit und Einfachheit aufnehmen vermögen. — In den Dämmerstunden, da Mutter oder Großmütterchen den Kindern Märchen erzählt, lernen diese von vergangenen Zeiten, Sitten und Gebräuchen oft mehr, als durch dicke, gelehrte Bücher. R. R.

Das Ausräumen der Asche aus dem Ofen

So angenehm die Zentralheizung auch ist, sie hat den Fehler, daß sie bei den teuren Kohlenpreisen und bei der Knappheit des dazu erforderlichen Heizmaterials nicht ausgenutzt werden kann, wie es eigentlich sein müßte. Man kommt daher in vielen Häusern wieder auf die gute alte Heizung durch den Kachelofen zurück. Es ist sogar heute so weit gekommen, daß in den neuen Häusern Wohnungen mit Ofenheizung als etwas besonders Gutes und Wertvolles angesehen werden. Diese Ofenheizung hat aber auch wieder etwas Nützliches, das ist die Asche. Seht man viel, muß die Asche fast ein über den anderen Tag herausgenommen werden, was nicht nur Staub verursacht, sondern auch nicht zu den angenehmen Beschäftigungen gehört. Um nun wenig bei dieser Arbeit zu haben, muß man alle erforderlichen Gerätschaften, die nötig sind, bereits vorher zur Hand haben: Aschenimer, Sandseger, Kohlenchaufel, Feuerhaken, ein feuchtes Aufwischlappen müssen heringebracht werden. Nun dreht man vor dem Ofenloch einen Bogen Zeitungspapier aus, um die herausfallende Asche nicht in die Dielenfugen gelangen zu lassen. Hat man die Ofentür geöffnet, so schiebt man die ordere Asche vorsichtig zurück, alle glühenden Kohlenteller kommen auf die linke Seite. Nun rückt man das Aschenimer so dicht wie nur möglich an das Ofenloch und deckt das feuchte Scheuertuch darüber. Dann beginnt das Herauschaufeln. Man nehme die Schaufel niemals zu voll, damit nichts überläuft und führe sie bestmöglich nach dem Eimer. In demselben Augenblick klappt man das feuchte Scheuertuch, daß die Schaufel durch den Spalt geht und entleert sie durch Umschütten. Das Tuch wird schnell wieder über die Öffnung gedeckt. Nun wartet man einige Sekunden, bis sich die aufgewirbelte Asche gesetzt hat und zieht dann erst die Schaufel zum erneuten Ausschöpfen heraus. So fährt man fort, bis das Ofenloch geleert ist. Darauf kehrt man mit dem Sandseger alle Aschenreste die vorn an der Ofentür liegen, in den Ofen hinein, schürt die Glut wieder zur Mitte und ist endlich in der Lage, durch Auslegen von kleinen Holzstücken oder Kohlenanzündern, ohne Streichholzgebrauch, erneut Feuer zu haben. Jetzt erst ist man, man den Zeitungspapierbogen der vor dem Ofenloch gelagert hat, zusammen und steckt ihn in den Eimer, trägt alles Sandmehrsatzung hinaus und wird beim Nachprüfen mit Befriedigung feststellen, daß das Herausraffen der Asche auf diese Weise nicht den geringsten Staub im Zimmer entwickelt hat. Unmöglich ist es, die Asche täglich aus dem Ofenloch zu nehmen. Es ist meistens sparsamer, sie alle drei bis vier Tage auszuräumen, da durch das

Verbleiben der Asche im Ofen der Luftzug ein wenig gehemmt wird, außerdem die glühenden Bestandteile der Preßkohlen viel länger anhalten.

Schmackhafte Küche

Raffler Karree, gedämpft, mit gefüllten Zwiebeln und pikanter Tunke. Das Raffler wird unter Zusatz von Suppengrün und Gewürz in möglichst wenig Wasser weich gedünstet. Zu den gefüllten Zwiebeln nimmt man recht große reibt sie mit Salz ein, wodurch sich nach einiger Zeit die Schalen leicht lösen, ein Messer darf man nicht benutzen, da sie sonst schwarz fleckig werden. Dann kocht man sie in schwachem Salzwasser gar, kühlt sie in kaltem Wasser, schneidet die Spitzen und Köpfe ab und läßt sie auf einem doppel gefalteten Tuch vollständig trocknen. Mit einem silbernen Teelöffel höhlt man sie vorsichtig aus und füllt sie mit folgender Farce: Man rührt Butter zu Schnee, fügt etwas geriebene Semmel, einige Eier, Pfeffer und Salz nach Geschmack und etwas fein geschabtes Fleisch dazu, vermischt alles sehr gut und füllt mit der Farce die vorbereiteten Zwiebeln, man stellt sie nebeneinander in einen Schmortopf, gießt Fleischbrühe (auch aus Extrakt hergestellt) deren, ebenso Butter, etwas Salz und eine Prise Zucker, deckt den Topf sehr fest zu und läßt sie langsam auf schwachem Feuer gar dämpfen. Beim Anrichten umlege man mit den Zwiebeln das in Scheiben geschnittene Fleisch und überzieht es mit der Tunke der Zwiebeln, die man noch mit Fleischextrakt und Sahne vermischt und mit etwas Rosenpaprika sämig gemacht hat.

Rippelpeer auf schiefliche Art. Zu diesem Gericht muß man ein ungefeiltes Stück Rippelpeer, also den ganzen Rücken, nehmen und ihn, nachdem er über Nacht gedämpft hat, in der Mitte der Länge nach einhäuten, so daß man die beiden Seiten zusammenklappen kann und dadurch einen Hohlraum gewinnt, den man mit folgender Mischung, nachdem das Fleisch gut mit Salz und Pfeffer eingerieben ist, füllt. Nachpfeifen werden gewaschen und über Nacht eingeweicht, damit sie aufquellen, dann meißt man am nächsten Tage, nachdem die Pfäuten auf einem Sieb abgetropft sind, geriebenes Schwarzbrot, Pfeffer, Salz und ein Stüchlein Butter unter die Pfäuten und füllt damit das Rippelpeer. Man legt es in eine Pfanne, überfüllt es mit etwas kochendem Wasser, füllt in Scheiben geschnittene Zwiebeln und Gewürz daran und brät es, indem man es öfter mit der gezogenen Brühe geschöpft, braun. Die Tunke vermischt man mit etwas Fleischbrühe oder aufgelöstem Maggiextrakt und etwas Mehl, um sie recht kräftig und bündig zu machen.

Von den Fischen

Die Fischerei ist nicht nur eine der wichtigsten, sondern auch eine der ältesten Erwerbstätigkeiten der Menschen gewesen, die schon vor der Bodenbewirtschaftung betrieben wurde. Allgipptische Wandmalereien, Ueberreste von Fischereigeräten in den Pfahlbauten, die großen Fischzüge der nur vom Fischfang lebenden Indianer des tropischen Amerika und der an den Küstenstrichen Sibiriens wohnenden Völkerstämme, geben uns überzeugende Beweise dafür, ebenso die Bewohner der Küstländer. Im alten Rom nahmen die Fische in der in hoher Blüte stehenden Kochkunst eine bevorzugte Stellung ein. Bei den prunkenden Gastmahlen der vornehmen Römer wurden sie als Luxuspeise aufgetragen. Lange Zeit waren die Römer Meister der Fischzucht. Doch während früher die Gewässer nie endende Vorräte zu bieten schienen, ist bei der steigenden Kultur der Länder und der damit stetig wachsenden Einwohnerzahl eine sichtbare Verminderung des Fischfanges eingetreten. Meer und Flüsse wiesen ebenso wie das Hinterland ihre Reize nicht mehr, sondern die Jagdtiere ihrer Schönheit, wenn diese nützliche Nahrungsquelle nicht für den Menschen verfallen soll. Deshalb mußten Gesetze für die Fischzucht gegeben werden. Das dichtbesiedelte China machte damit den Anfang. Im Mittelalter machten sich in Deutschland die Klöster um die Fischzucht verdient, indem sie große Teiche anlegten, um darin Fische zu pflegen und zu züchten. Aus diesen bewährten „Teichwirtschaften“ entstanden unsere künstliche Fischzucht.

Auf diese wendet sich heute der bittende Blick aller bekümmerten Hausfrauen. Der auf der ersten großen in Berlin im Jahre 1881 statt-

gefundenen deutschen Fischausstellung ausgesprochene Satz: „Die Fische sollen bald Volksernährung werden“, hat sich leider noch nicht vollkommen erfüllt. Man erkennt noch nicht genügend, daß die Fische ein so vorzügliches Nahrungsmittel sind, gleichwertig dem nicht selten schwerverdaulichen Fleisch, besonders für mangelnde Personen. Welch reichhaltige Verwendung für Speisen verschiedenster Art die Fische bieten, zeigt am besten die Menü-Karte der fischreichen Länder. (Norwegen.) Mag die gegenwärtige Notzeit noch ungern gesehen sein, so wollen wir doch hoffen, daß sie mit dazu beiträgt, die Fische zur wirklichen Volksernährung zu machen, zu unterfüttern. G. Weg.

Aus dem Engen und Welten

Eine Mozart-Anekdote.

Mozart fiel schon als Kind durch seine ungewöhnliche musikalische Begabung auf. Das „Wunderkind“ war ein gern gesehener Gast am Hofe der Kaiserin Maria Theresia und pflegte in den weiten Räumen des Wiener Schloßes nach Herzenslust umherzurollen. Eines Tages — er war damals sieben Jahre alt — glitt er auf dem glatten Boden eines Saales aus, verletzten sich nicht schwer, aber schmerzhafte, und begann nach Kinderart bitterlich zu weinen. Seine Spielgefährtin, eine kleine Prinzessin, kaum älter als er selbst, suchte ihn zu trösten, indem sie ihn herzlich abhißte. „Du bist so lieb“, dankte ihr der kleine Mozart ihre Freundlichkeit, „wenn ich groß bin, heirate ich dich.“ — Aus dieser Zeit ist allerdings nichts geworden: die kleine Prinzessin war die spätere unglückliche ... Marie-Antoinette.

Bücherfisch

„Der Strauß“.

Ein Buch für junge Mädchen.

Im Auftrage des Berliner Lehrerverbandes herausgegeben von Gertrud Fauth.

Wie oft greifen junge Menschen nach Büchern in ihrem Verlangen und legen sie enttäuscht beiseite, weil sie zu schwer, zu langweilig, oder auch zu kindlich sind. Sie suchen nach Büchern die ihrem Alter und seinen Idealen entsprechen, und finden sie selten. Sie wissen nicht, daß es wenig Werke gibt, die gute Literatur sind und zugleich Jugendbücher. Diefem Mangel vermag der bunte Strauß, der hier aus mancherlei Garten- und Feldblumen zusammengebunden ist, abzuhelfen. Wertvolles und Reizvolles der älteren und neueren Literatur, mit Betonung des für Frauenkreise interessanten, Aufsätze über Kunst, Wissenschaft, Technik, aus Lebensgeschichten und Ländern, Ernst und Fröhlichkeit ziehen im Wechsel der Zeiten an den Lesern vorüber. Bedeutende Frauen, wie Amalie Dietrich, Annette von Droste, Käthe Kollwitz usw., weisen auf große Ziele, Aufsätze und Bilder über die künstlerischen Bestrebungen auf weiblichen Gebieten, Kultur der Kleidung, Gymnastik usw. geben Anregung. Heide und Ferne tauchen in reizvollen Schilderungen, in schönen Bildnissen vor uns auf. Die Volkskunst, trägt mit feinen alten Volksliedern, mit anschaulicher Sprichwörterweisheit Balladen und Sagen zur Belebung des Buches bei. Jeder kommt auf seine Rechnung. Der fröhliche beim Schelmhumor, der Grubelnde bei jenen Aufsätzen die zur Selbstbestimmung führen, und der Lesefreudige wird sicher nicht nur die Novellen guter Meister, sondern auch die lebendigen Schilderungen und die Schicksale bedeutender Frauen in Tagebücherblättern und Briefen lesen. Dieses feine Buch wird über den Kreis junger Mädchen hinaus auch von der reifen Frau und den übrigen Familienmitgliedern wegen der Reichhaltigkeit der Beiträge, der feinsinnig getroffenen Auswahl der Stoffe und der künstlerischen Bildnisse reudig begrüßt werden. — Dieses vorliegende Werk ist bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft Berlin SW. 61, Tellomstr. 29, erschienen. Für den vierteljährlichen Mitgliedsbeitrag von 4.20 Mark erhält das Mitglied einen prächtigen Gattlerband nach eigener Wahl und vierteljährig die illustrierte Zeitschrift „Die Lesende“ kostenfrei ins Haus geliefert. Weit über 350 000 fähige Mitglieder haben sich in drei Jahren dieser Gemeinschaft angeschlossen! Ausführenden Verlagsdruck „Roe“ wird durch die D. B. G. kostenlos verhandelt.

Verantwortlich: G. Semmelmann, Altona. Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altona.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45

Altona, den 8. November

1927

Was macht die Frau, wenn sie mit sich allein ist?

von Bertha Witt.

Eine Frau, die es wissen muß, was eine Frau macht, die mit sich allein ist, stellt allerhand hübsche Dinge fest, von denen man freilich zur Ehre der Frau annehmen möchte, daß sie nur auf jene kleine Kategorie der Mondänen zu treffen, mit denen man die Mehrzahl der deutschen Frauen ja wohl noch nicht so ohne weiteres verwechseln darf. Sie stellt fest: Die Frau, die mit sich allein ist, beschäftigt sich stundenlang mit sich selbst, d. h. mit ihrem Äußeren. Zunächst ihrem Spiegelbild, das sie nach allerlei wichtigen Feststellungen auf das persönliche Abbild dieses Spiegelbildes lenkt und sich stundenlang mit der Renovierung ihrer Schönheit beschäftigt. Mit anderen Worten, hier sind in groben Zügen kleine Schwächen der Frau in den Rang von Lebensinhalten emporgehoben. Wenn man aber von Frauen spricht, sollte man dabei nicht in erster Linie gleichsam als von den einzigen Möglichkeiten von Asphaltpflanzen und Operettenprinzessinnen sprechen. In Deutschland gibt es ja wohl immer noch eine Mehrzahl von Frauen, bei denen Schminkdosen und Lippenstift nicht zu dem Lebensinhalt zählen, die nicht wie ein Teilgemälde gefirnigt durch die Welt wandern. Aber man braucht auch nicht das Entsetzen der Gegenstände hervorzuheben, das typisch Deutsche der deutschen Frau zu charakterisieren, als da wäre: ihre oft geradezu teuflische Reinlichkeitswut, die sie mit dem Putzkuch von vorn wieder anfangen und nach Staub fahnden läßt, wenn sie eben mit der Hande zu Ende war. Oder an jene Handarbeitsfanatikerinnen zu denken, die jede freie Minute damit ausfüllen, Löcher in Decken zu sticken und Garnitur auf Garnitur zu häufen, von denen sie selbst nicht wissen, wie sie sie alle gebrauchen sollen.

Es ist möglich, daß Frauen nicht von sich, sagen können, was ein berühmter Mann einmal von sich gesagt hat: „Wenn ich mit mir allein bin, dann gebe ich mir eine Audienz.“ Denn es ist möglich, daß es keine Frauen gibt, die sich selbst eine Audienz geben, die bei sich selbst Einkehr halten, die sich selbst mit sich selbst beschäftigen können. Eine Frau kann nicht leicht unbeschäftigt sein, wie Männer es sein können, so wie sie auch nicht, wie es wieder die Männer vermögen, zu jeder beliebigen Zeit schlafen kann. Woher, die Frauen in jenem „dolce far niente“ gemalt haben — womit wir nicht die nachgedrungen Porträtsfiguren meinen — malen sie meist in ganz unmöglichen Situationen, mit Vorliebe unbeschäftigt. Feuerbachsche Frauengestalten, die einem hier als das Gegenbild vorzuziehen mögen, sind nicht schlechtweg Frauen, die nichts tun, sondern verhörrerter Ausdruck, Gestalt gemordene Empfindung; sie halten auch nicht Einkehr bei sich, — sie sind von sich selbst losgelöst. Die Phantasie des Künstlers, die den höheren Sinn und Inhalt des Lebens umfaßt, darf freier schalten, als es das an Erdegebundene Leben selbst tut. Kunst ist Idealisierung der Lebensinhalte, des Lebens dagegen ist der Alltag. Wieviel steht in jedem Menschen, sofern er nicht ganz in die Kategorie der Gemüthlichen gehört, etwas von einem Künstler, etwas von jenem Drang der höheren Phantasie und höheren Menschlichkeit nach Ueberwindung des Alltags. Es steckt so gut in der Frau wie im Manne. Und etwas davon kommt auch in ihr nach oben, gerade dann, wenn sie mit sich allein ist. Sie gibt sich im allgemeinen nicht selbst Audienz, sie hält nicht Einkehr bei sich selbst, denn sie kann sich weniger auf die Art mit sich selbst beschäftigen, aber sie läßt sich beschäftigen, von jenen Dingen, die Ueberwindung des Alltags heißen. In allen Familienromanen beschäftigen sich wohl die wohlgeordneten höheren Töchter unter

ausgefehlte mit Handarbeiten, oder denken sehnstuchvoll — verträumt an ihn, den Herrlichen von allen; die psychologisch interessanterer Selbster: einer modernen Geschichte findet ihren Lebensinhalt darin, allerlei Unheil an- und ihre zahlreichen Vierzehn zugrunde zu richten; wenn sie allein ist, raucht sie Zigaretten und sinnst auf neue Eroberungen. Für ihre Bildung braucht sie nichts zu tun, denn für eine moderne Roman- und Kinogeliebte genügt es, daß sie weiß, wie Aulern und Summer gegeben werden. Der Genuß des Lebens wird hier zur Ueberwindung des Alltags. Aber an sich selbst betrachtet, ist das Leben ja nun leider kein so schöner Roman und kein Kinostück, und die Zeraktionen angenehmer Art bleiben vielen meistens fern. Der Lebensinhalt baut sich für die Mehrzahl ein bißchen anders auf. Und der Lebensinhalt, oder das, was der Mensch ist, oder doch sein möchte, bestimmt wohl auch darüber, womit er sich beschäftigt, wenn er allein ist. Ich möchte aber doch behaupten, daß es sehr viele Frauen gibt, die, wenn sie allein sind, sich immerhin gern in die Gesellschaft solcher Geister flüchten, von denen sie mit Berufskünsten profitieren, — die ein gehaltvolles Buch in die Hand nehmen oder sich freudigen Herzens mit den Meistern der Töne am Klavier unterhalten. Anspruchsvollere Gemüter mögen sich stundenlang wohl auch mit ihren Blumen oder der heure zur Tagesordnung gehörigen Kaktensammlung beschäftigen. Wieder andere sich an der Sichtung ihres Bücherbestandes oder einer kleinen Briefmarkensammlung erfreuen, für die sich neuerdings ja auch Frauen zu interessieren beginnen und so jede freie Stunde ausfüllen. Der Lebensinhalt liegt eben doch nicht in der Zwieselsprache mit sich selbst vorm Spiegel, nicht im Kampf mit dem Staub auf den Möbeln, — er liegt auch nicht allein in dem kleinen häuslichen Kreis und dem sich-Geben an andere, uns durch enge Bande verbundene Wesen, — er liegt auch in höheren Dingen, den geistigen Gütern dieser Welt, die erst über den Alltag erheben und dem Sein Geben — auch für die Frau als die eigentliche Mithalterin der Familie, jener wahren Lebensquelle.

Die Künstlerin als Mutter

Von Annaliese Weyl-Riffen, Berlin.

Eine sehr reichliche Anekdote, die den Zusammenhang mit der Geburt haben. Andererseits aber ist für die Künstlerin das Erlebnis des Kindes ungeheuer wichtig und bereichert sie so sehr, daß einer kinderlosen Künstlerin manche Tiefe unerfüllt bleibt. Und gerade das Erlebnis des Kindes hat bei den bildenden Frauen die schönsten Werke geschaffen. Manche Dichterin, die im allgemeinen nicht besonders starke Werke schuf, gab uns in Liedern, die von ihrem Kinde handeln, unerhörte Kostbarkeiten und Dichtungen von wundervoller Innigkeit:

Ich schlief so sanft die ganze Nacht,
Doch plötzlich bin ich aufgewacht;
Erhebend hab ich fast verpürt,
Wie Gottes Hand mich angerührt.
Ich fühlte, wie sich leise regt,
Ich hörte, daß ein Herzklopp schlägt,
Und still und selig lag ich da,
Weil Heiliges an mir geschah.

eine Charakterhaltung, die der des Künstlers sehr ähnelt. Die Weltfremdheit und mangelnde Geschäftstüchtigkeit der meisten Künstlerinnen liegt fast genau auf derselben Linie. Ein Nichtwissen oder Nichtwissenmollen um das begrenzte Kleine. So ist also in der Einstellung der Welt als Erscheinung eine gemeinsame Basis für die Künstlerin und ihre Kinder gegeben. Die Künstlerin als Mutter wird auch oft im Grunde sein, dem Spieltrieb und dem phantastischen Bau einer eigenen Welt, die sie bei ihrem Kinde findet, Verständnis entgegenzubringen. Es ist kein so großer Unterchied, ob ein Kind sich ein Märchen erzählt oder ob die Mutter ein Märchen auf die Leinwand zaubert oder auf einem Instrumente spielt.

Und vor allem ist die Künstlerin als Mutter daran gewöhnt, wie in ihren und anderen Schöpfungen, so auch bei ihrem Kinde ein Kunstwerk zu sehen, etwas in sich Geschlossenes, harmonisch aufgebautes, das Achtung und ernste Betrachtung verdient. Es ist selbstverständlich, daß auch jede andere Mutter mit dem größten Verantwortungsgefühl der Seele ihres Kindes gegenübersteht. Aber nicht ist es doch richtig, daß der Künstlerin dieses besonders leicht wird. Und eines ist gewiß, sie ist nicht gewöhnt, im Alltag zugehen; ihr Beruf hält sie in ständiger Verührung mit der geistigen Welt, und sie kann darum ihren Kindern schon früh Einblicke geben in das, was über den Alltag hinausragt. Dadurch wird sicher das eine gutgemacht, was man ihr als Mutter vielleicht vormerken möchte; denn das Entscheidende ist nicht die Zeit, sondern am wichtigsten ist das Vorbild. Eine Frau, die ihr Kind über die Welt der lebenden Dinge schon früh hinausführen kann, gibt ihm dadurch am Ende mehr als eine Mutter, die nur für des Lebens Notdurft und Nahrung sorgt.

Man muß sich selbstverständlich hüten, hier irgendwie zu verallgemeinern oder gar zu folgern, daß eine Künstlerin ihr Kind nicht mit dem Schönen bekannt machen könne.

Die umgekehrte Frage, was für die Künstlerin das Kind bedeutet, läßt sich sehr viel präziser beantworten. Die Geburt eines Kindes hat mancher Sängerin ihre Stimme gekostet; es bestehen — noch ungenügend erforscht — Zusammenhänge zwischen der ungewohnten Erfüllung, die für den Körper der Frau das Kind bedeutet und der Funktionsfähigkeit bestimmter Organe, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Geburt stehen. Andererseits aber ist für die Künstlerin das Erlebnis des Kindes ungeheuer wichtig und bereichert sie so sehr, daß einer kinderlosen Künstlerin manche Tiefe unerfüllt bleibt. Und gerade das Erlebnis des Kindes hat bei den bildenden Frauen die schönsten Werke geschaffen. Manche Dichterin, die im allgemeinen nicht besonders starke Werke schuf, gab uns in Liedern, die von ihrem Kinde handeln, unerhörte Kostbarkeiten und Dichtungen von wundervoller Innigkeit:

Ich schlief so sanft die ganze Nacht,
Doch plötzlich bin ich aufgewacht;
Erhebend hab ich fast verpürt,
Wie Gottes Hand mich angerührt.
Ich fühlte, wie sich leise regt,
Ich hörte, daß ein Herzklopp schlägt,
Und still und selig lag ich da,
Weil Heiliges an mir geschah.

Mia Holm.

Etwas über Pelze

Keines von allen ihren Kleidungsstücken schätzt die Dame mehr als einen guten Pelz. Was könnte im Winter auch molliger, was geeigneter sein, Wind und Kälte abzuwehren, als ein Pelz, welcher der Erde einen besonderen Reiz verleiht? Uebrigens schreibt jetzt auch die Sommermode das Tragen gewisser Pelze vor.

Die ewige Braut

Skizze von W. Emil Schröder

Dünn und fein wie ein Spinnweben hebt sich die rauhe Hand von Marcell gegen den tiefblauen Himmel. Er steht auf dem Balkon des kleinen Hauses, das er mit so viel Mühe und so viel Liebe aufgebaut hat. Die Sonne ist schon tief unter dem Horizont, und die Sterne leuchten am dunklen Firmament. Marcell schließt die Augen und atmet tief ein. Er fühlt sich einsam, aber er fühlt auch Frieden. Er hat endlich seinen Platz gefunden, seinen Platz in der Welt.

Die in Marcell heimlich sind, lächeln über das schlanke Mädchen, das den lieben langen Tag auf dem Balkon steht. Sie sehen, wie sie sich bewegt, wie sie atmet, wie sie lebt. Sie fühlen sich glücklich, weil sie sie sehen, weil sie sie hören, weil sie sie riechen. Sie wissen, dass sie nie von ihr getrennt werden, dass sie immer bei ihr sein werden, dass sie immer mit ihr leben werden.

Sie kannte bald die Schattenseite aller Schiffe, die am Horizont aufstiegen und sich unendlich langsam näherten. Sie wusste, dass sie nie von ihnen getrennt werden, dass sie immer mit ihnen leben werden, dass sie immer mit ihnen sterben werden.

Einmal das Vorrecht von einigen Wenigen, werden sie heute als unerlässlicher Zubehör der weiblichen Kleidung angesehen. Die Pelzmöbel ist heute so verbreitet, daß kaum genügend natürliche Pelze vorhanden sind, um die Nachfrage zu decken. So waren die Kürschner gezwungen, aus Felle von Tieren zurückzugreifen, die bisher verachtet und vernachlässigt wurden. Unter diesen spielt natürlich das Kaninchen eine hervorragende Rolle, da es in seinen verschiedenen Abarten in genügender Anzahl vorkommt, um dem dringenden Bedürfnis nach Pelzbedarf und Bekleidung abzuwehren.

Die besten Pelze kommen aus den an das nördliche Eismeer grenzenden Ländern, in erster Linie aus Kanada und Sibirien. Die kanadischen Pelze stehen im Werte an erster Stelle. — Schöne Pelze liefern unter den Nageltieren die Bismarck (Kanada und Venezuela), die südamerikanischen Sumpfbiber und der für Kanada bedeutungsvolle gewöhnliche Biber, das größte zur Zeit noch vorkommende Nagetier. Aber auch die Felle vieler Mitglieder der Familie der Ratten, von der Hauskatze bis zur wilden Katze, finden im Pelzhandel Verwendung. Am wichtigsten und schönsten von diesen ist der Luchs.

Von den Wölfen wird der kanadische Steppenwolf am meisten geschätzt. Der „einfame“ Wolf ist etwas größer und besitzt ein feideres Fell. Eine Warte ist der „blaue“ Wolf. Sehr wertvoll sind auch Füchse. Sie kommen in fast allen Ländern vor. Kanada und Sibirien liefern die besten Stücke. Man unterscheidet Blau- und Weißfuchs (Eisgebiet), ferner Rot-, Kreuz- und Silberfuchs. Durch Züchtung aus großen Farmen wird einem Aussterben des Silberfuchses vorgebeugt. — Dachs (Europa, Asien, Nordamerika) zählen zu der für den Pelzhandel ebenfalls wichtigen Familie der Wiesel. — Der Sermelin kommt in Kanada und Sibirien, der Ullis in Europa und Nordasien vor.

Bedeutungsvoll ist auch der Baumwälder der gebirgigen Gegenden Europas und Asiens, sowie der Steinwälder. Nordamerika hat den amerikanischen Wälder. Die seltenste und kostbarste Pelzart ist der russische Zobel. Die besten Pelze kommen von Sibirien und Kamtschatka.

Verstand zerfetzte, verlockende Bilder heraufbeschwor. Yvonne führte oft wunderliche Reden; ihren wenigen Grundrissen, die sie mit Beharrlichkeit nachdenklich und raffiniert erfindete, liebesabenteurer Marcells mit Bedauern, mäßigen vorgaukelten, las sie aus dem Gedächtnis glühend überhängende Liebesbriefe vor, die sie nie erhalten.

Ihr Vater sah besorgt den Verfall ihrer blühenden Jugend, ihres Verstandes. Er qualte sein Kind nicht mit Fragen, sondern er tröstete es Tag für Tag. Es gab kaum noch Heilung, es war eines Tages einen Brief erhielt, der an Yvonne gerichtet war, und ihr schonungslos den Tod Marcells bei einem Raublenzangriff mitteilte, warf er den Brief weinend ins Feuer.

Yvonne wartet. Sie wendet langsam die dünnen Augen gebend dem vollen Kaffeetisch zu — ihr Herzschlag stockt, dann bricht ein heller, schwingender Schrei von ihren Lippen, der alle Gäste aufschreckt, „Marcell! Marcell!“

Dort steht er, das Käppi aus dem geröteten Gesicht in den Nacken geschoben und redet auf einen anderen Kameraden ein. Yvonne fliegt wie ein Vogel an runden Tischen, Melongegläsern, erlauteten Gästen vorbei, schlingt unter Tischen und Weinen ihre überblanken Arme um den Hals des verdünnenden Soldaten, küßt ihn, der in anfänglicher Verwirrung alles über sich ergehen läßt. Dann will er sanft die Hände von seinem Knie lösen. Oh, leicht gedacht! Die Arme sind erfüllt von der Kraft kindlichen Glaubens, gehärtet im Feuer endlosen Wartens. Willkürlich streicht seine Hand über ihre geröteten Wangen. Aufsehen zu erregen, ist ihm peinlich; „Garcon!“ Er blinzelt dem Kameraden verständnisvoll zu, zahlt seine Zechen und verläßt den Raum, verfolgt von staunenden, spöttischen und boshaft lächelnden Gesichtern.

Yvonne hängt sich schwer in seinen Arm, bleibt stehen, reißt ihn an sich. Er ärgert — er will sie von sich stoßen, er sagt: „Ich bin Yvonne!“ Marcell! Ich bin nicht Marcell! Aber dieser unirdische Glanz großer Augen schließt

Der Herz gehört zum Stamme der Wiesel. Die dunkleren und besseren Tiere sind äußerst selten. Labrador und Ostkanada liefern die schönsten Stücke. Von den übrigen Pelzen seien erwähnt der sehr seltene Chinchilla (Peru), der Waschbär (Nordamerika), das amerikanische und das australische Opossum sowie das Eichhörnchen. Auch Maulwurf (England und Holland) und persisches Wamm (Zentralafrika) sind beliebt, während der beste Seehundspelz (Seal) von der Küste Alaskas kommt.

Die Geselligkeit

Die gegenwärtige Zeit stellt hohe Anforderungen an die Kräfte eines jeden von uns; unermüdet muß jeder einzelne wirken und schaffen, um diesen Anforderungen gerecht zu werden. Aber so umfassend unsere Arbeit auch sein mag, so sollten wir uns doch stets bemühen, einen Teil der uns verbleibenden freien Zeit dem Zusammensein mit Menschen, die uns innerlich nahesteht, zu widmen. „Ein geselliger Mensch“, „ein geselliges Haus“, das sind Begriffe, die einen wohlthuenden Eindruck in uns auslösen. Die meisten Verurtheilungen, ja ein Zusammensein mit anderen Menschen, aber dabei kommt es gewöhnlich über den Austausch der Berufsfragen nicht hinaus, und ein Austausch der Gedanken auch über andere Fragen ist wünschenswert. Vor dem Kriege hatte unsere Geselligkeit Formen angenommen, die weit über den eigentlichen Zweck hinausgingen; aus dem geselligen Verkehr hatte sich ein Gesellschaftsverkehr entwickelt, auch wo dieser nicht immer angebracht war. Gewiß gibt es Kreise, in denen der gesellschaftliche Verkehr im großen Maßstabe fast zu den Notwendigkeiten gehört, in denen Beruf und soziale Stellung ein hohes Maß von Repräsentation erfordert, aber selbst in Kreisen, in denen ein einfacher geselliger Verkehr das richtige gemeine wäre, hatte sich die Sucht nach einer Gesellschaft im großen Maße breitgemacht. Die Geselligkeit im geselligen Sinne, die wir in Deutschland während und nach dem Kriege in unseren Lebensgewohnheiten annehmen mußten, hat doch wieder einer beglückenden Lebensweise Platz gemacht, wenn auch eine größere Einfachheit im allgemeinen in diesem bleiben muß.

ihm den Mund, und willenlos läßt er sich von ihr in die Kue Schumann führen, halb im Traum schreitet er in die Stube, drückt einem hageren Manne mit fast weißem Haare die Hand. Der raunt ihm ins Ohr: „Sagen Sie zu allem ja!“

Moreau begreift: es ist eine Schwachsinne. Bald sieht er am Tisch zwischen den beiden Yvonne plaudert ununterbrochen, lacht hell auf, gibt immer wieder Moreau das Glas voll mit würzigem Chateau La-Orde. Er aber kann nicht lachen. Sein Blick schließt sich zu kleinen Pünktchen auf dem Kammer. Ihm schmeißt er das Glas nach. Auch die winzige Hoffnung auf ein flüchtiges galantes Abenteuer ist verloren. Ob er in Oran war? Moreau nickt. Und darf erzählen, bis dem alten Moreau die Augen zufallen. Der entschuldigt sich mit Müdigkeit und wandt in seine Kammer.

Yvonne glückseliges Auge folgt ihm. Sie läßt näher zu Moreau, sieht bald auf seinem Knie, schmiegt ihre Wangen an die seine, sucht seinen Mund. — Moreau legt sie sanft von seinem Schoß. Er schlacht krampfhaft Bitterkeit und Sadam hinunter, — das Bild der sanften Beatrice aus der Bretagne steht vor ihm — und wie zu diesem Bilde der Erinnerung gemendet, sagt er leiser:

„Ich bin nicht Marcell — ich bin ein anderer. Ich bin — Benoit Moreau.“

Alles Blut gerinnt in Yvonne, ihr Blick wird gläsern — schlaf läßt sie seine Hand fahren — und lacht — lacht — wie ein köstlicher Scherz! Er — nicht Marcell — er — Benoit Moreau! Der Vater steht im Türschwengel, ein Gespenst in weißem Nachthemd, mit schlohweißen Haaren, die ein leichter Luftzug bewegt. Langsam, unhörbar kommt er ins Zimmer. Yvonne sieht ihn nicht — sie sucht das Meer, findet es im Dunkel nicht. Schmerzliche Erkenntnis bricht sich über ihre Züge, sie schrumpft ein, wird alt, grau, klein:

„Ich — ewige Braut!“

In reicher Fülle ist alles wieder vorhanden, und es ist auch eine Selbstfrage, ob man es heranschaffen will und kann.

Der gesellige Verkehr, der Umgang mit Menschen, die uns lieb und teuer sind durch Bande der Freundschaft und Verwandtschaft, soll Freude bringen, und doch brachte er früher oftmals Angst und Sorge, wenn der äußere Rahmen die Verhältnisse überließ. So mancher Gastgeber dachte mit banger Sorge an den Tag, an dem auch er einmal seinen „Verpflichtungen“ nachkommen mußte. Die leidlichen Gemüthsstadien zu sehr im Vordergrund unseres geselligen Lebens und drohten, fast den eigentlichen Sinn des Verkehrs zu untergraben. Einer wollte den anderen überbieten oder es ihm wenigstens gleichmüthig, auch wenn seine Verhältnisse es ihm nicht gestatteten. Heute haben wir einen anderen Maßstab diesen Dingen gegenüber gewonnen. Niemand scheut sich mehr, einzugehen, daß er sparsam Maß halten muß mit allem. Es ist ein schöner Brauch, bei festlichen Gelegenheiten das Beste seinen Gästen zu bieten, was Küche und Keller nur zu geben vermag, aber im gemütlichen, geselligen Verkehr kann auch bei einfacher Bewirtung ein frohes Zusammensein möglich sein. Wir sollten uns wieder mehr darauf besinnen, auch an den geistigen Genüssen Freude bei einem solchen Zusammensein zu empfinden. Die Ausübung wirklich guter Musik, einige launige Verse, die vielleicht Begehrlichkeiten auf die anwesenden Gäste enthalten, tragen stets dazu bei, die Stimmung zu erhöhen. Auch in der Unterhaltung selbst kann der Hausherr oder die Hausfrau durch Geistes- und Takt einige Nützlichkeiten geben und es verbieten, daß die Gespräche verflachen und sich nur mit den banalsten Fragen beschäftigen.

Eine einfache Bewirtung, die in liebenswürdiger Weise geboten wird, hinterläßt bei den Empfangenden nicht das drückende Gefühl, daß ein über die Verhältnisse des Gastgebers hinausgehendes pekuniäres Opfer damit verbunden ist. Der Gast soll den Eindruck haben, daß er gern gesehen und willkommen ist. Ein Gebot des Taktes ist es auch, daß die Wirte es in ihrer Kleidung nicht ihren Gästen vorantun wollen, sondern lieber einfacher erscheinen, besonders wenn sie wissen, daß diejenigen,

die bei ihnen zu Gaste sind, für ihre Garderobe nicht viel ausgeben können.

Die Pflege einer schönen Geselligkeit war bei uns durch die äußeren Verhältnisse fast verloren gegangen, und dankbar sollten wir es begrüßen, daß wir sie wieder ausüben können.

Baby turnt

Mütter übt Säuglingsgymnastik.

Die Anschauungen des Majors Reumann-Rode über moderne Säuglingsgymnastik sollten Mütter nicht nur teilen, sondern darnach handeln. In dieser ersten Epoche haben Charakterbildung, Temperament, Lebenskraft die meisten Wurzeln. Die Statistik über das Krüppeltum ist so erschreckend, daß es unverständlich ist, warum man ihm nicht schon seit langem scharfer zu Leibe gegangen ist. Es ist möglich, die ungünstige Konstitution des Neugeborenen in günstiger Weise zu verändern. Man muß in den Kindern frühzeitig die natürliche Bewegung stärken, darf seine Freude an der körperlichen Bewegung nicht unterdrücken und muß alles tun, daß der Sinn für Beweglichkeit nicht verkümmert. Die Säuglingsgymnastik läuft darauf hinaus, den Körper geistig zu üben und eine gleichmäßige Zunahme der Muskulatur zu erzielen, indem man den Säugling zu aktiven Bewegungen veranlaßt, ihn also buchstäblich turnen läßt. Durch das Ausführen eigener Bewegungen, durch eigene Kraftanstrengung wird der Körper gestärkt und gehärtet; andererseits wird ein Körper, der nicht arbeitet, schlaff und träge, seine Muskulatur nimmt ab. Durch Ruhe geht der Körper zugrunde. Verschiedenartig sind die Übungen, die man mit einem Säugling vornehmen kann: Armrollen, Bein- und Fußgymnastik, Hüften- und Rippenbewegung zur Vertiefung der Atmung. Zwecks Vermeidung von Lungenentzündungen soll man das Kind möglichst bald nach der Geburt mit dem Rücken nach oben lagern. Die Fingerringe ist wesentlich zur Bekämpfung des Plattfußes. Bei der Klopffolge des Rückens vermeiden man die Kniepartie. Auch muß man sehr vorsichtig im Anpassen des Kindes sein. Der beste Kampf gegen Kulturkrankheiten, Verweichlichung, Entartung, Unfähigkeit und die englische Krankheit liegt deshalb im frühen Alter ein. Wir müssen den Körper stählen und widerstandsfähig machen, um positive Gegenarbeit gegen Verfallserscheinungen zu leisten. Hat man sich die für richtiges, nützliches Turnen nötigen Griffe und Übungen zum Wohle des kleinen Weltbürgers von sachlicher Seite zeigen lassen, so turne man täglich regelmäßig mit dem Säugling!

Wann und woran sterben die meisten Säuglinge?

Wir haben uns so daran gewöhnt, daß im ersten Lebensjahre verhältnismäßig viele Kinder sterben, daß wir gar nicht mehr ernstlich über die Tatsache nachdenken. Ja, meint mancher, das sei natürlich. Diese kleinen Kinder seien eben so lebensschwach, daß sie leichter sterben. Nun ist nicht einzusehen, warum ein so junges Leben gerade lebensschwach sein soll; im Gegenteil: es besitzt die allergrößte Lebensenergie, und in der Tat handelt es sich auch gar nicht darum, sondern es sind meist Fehler der Eltern, die die Säuglinge zum Sterben bringen. Das zeigt sich auch darin, daß vor allen Dingen in den ersten Tagen und Wochen die Kinder sterben. Viele Mütter wissen nämlich nicht, daß das Neugeborene seine Körperwärme nicht selbstständig regulieren kann, oder sie wissen nicht, daß man manchen Neugeborenen noch nicht alle Nahrung geben kann, weil nur eine ihm völlig angepasst ist, nämlich die Muttermilch. In Pflege- und Ernährungsgelehrten werden also die Kinder, entweder dann, wenn sie zu viel Wärme verlieren oder dann, wenn man sie überhitzt, ein Fehler, der besonders im Sommer häufig begangen wird. Aus der Überhitzung entstehen, besonders wenn die künstliche Fütterungsmittel dazu kommen, Verdauungsstörungen, die gar nicht selten zum Tode des Kindes führen. Aber auch die Fütterungsmittel allein kann das Kind so schwer schädigen, daß es stirbt.

Unterrichtung aller Frauen über natürliche Säuglingspflege ist es, die am wirksamsten die Säuglingssterblichkeit bekämpft. Mütterkurse, Ausstellungen über Säuglingspflege, beide am

besten miteinander verbunden, sind neben der Mütterberatungsstunde die wirksamsten Mittel hierzu.

Das Dienstmädchen

Die Statistik ergibt, daß ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz der unehelichen Mütter zu den Hausangestellten, also den Dienstmädchen, Wägden usw., zählt. Ist nun diese Tatsache einzig nur eine Anklage gegen die Hausangestellten, oder legt sie nicht auch die Frage nahe, ob die „Herrschaft“ ihrer Aufgabe immer ganz gerecht wird? Diese Frage muß in vielen Fällen verneint werden. Gewiß ist das alte patriarchalische Verhältnis verschwunden, ist die früher vielfach geübte Bevormundung der Hausmädchen abgeschafft. Aber damit braucht noch keineswegs die natürliche Verbundenheit der Mitglieder einer Hausgemeinschaft preisgegeben werden. Es sollte als selbstverständlich gelten, daß die in der Regel ältere und erfahrenere Hausfrau oder die Herrschaft ihren Hausangestellten, zumal wenn sie nicht Anstoß an verwandte Familien haben, Gelegenheit zu guter Zerstreuung und Unterhaltung bietet und ihnen ein gutes Buch zugänglich macht und sie auch bei Familienausflügen mitnimmt. Eine solche natürliche, einfache, ganz selbstverständliche geistige Heranziehung der Mädchen zur Familie wird den Hausangestellten das Gefühl der Geborgenheit geben und wird sie vielfach davor bewahren, sich damit ihr eigenes Schicksal zu verschmerzen. Ein bißchen Verständnis, ein bißchen Mitgefühl mit der gewiß nicht einfachen Lage einer alleinstehenden Hausangestellten — und mancher Fehler tritt und damit manche bittere Erfahrung bleibt ungeschehen.

Die Martinsgans

Zum 10. November.

Von Anna Kappstein.

Als ich im Frühling auf der Akropolis stand, fragte eine junge Berlinerin den berühmten Griechenforscher, der uns führte, neugierig: „Aber wo sind denn die — Gänse?“ Der alte Herr war so höflich, das Fräulein nicht zu beschämen, das so schwach in Weltgeschichte war. Eigentlich dürfte die Gans, die sozusagen ein Familienvogel bei uns wurde, verlangen, daß wir ein wenig mehr mit ihr vertraut sind. Zielt sie doch vom Herbst an in den meisten Häusern den Sonntagstisch und ist der begehrteste und vornehmste Weihnachtsgast. Daß sie als „Martinsgans“ sich besonderer Gunst erfreut, kommt wohl daher, daß sie um diese Zeit am fettesten und wohlgeschmecktesten ist. Zugleich war sie bei unseren Vätern eine der ersten Vögel, die bei uns in die Küche kamen. Die alten Deutschen sahen in der Gans die Verwandtschaft mit dem Schwan und hielten sie hoch. Auch im Altertum besaß sie Geltung. Homer erzählt, daß König Menelaos in seinen Ruhetagen Gänse mästete. Ein griechischer Philosoph besaß eine Gans, die ihm folgte wie ein Hund. Ähnliches wird von einem modernen Dorfparter erzählt, dem seine Gans bis zur Kirdir folgte und den sie sogar bei Weidungen als letztes Glied des Zierganges begleitete. In Rom war die Gans der Juno geweiht. So konnte es geschehen, daß sie zu der berühmten Rettung des Kapitols beitrug. Die im Junoempel gehaltenen Gänse erwachten beim Ansturm der Feinde und wachten durch ihr Geschnatter die Befragung.

Den Germanen war die Gans der Wotansvogel, ausgestattet mit prophetischen Fähigkeiten. Etwas von diesem Glauben ist uns hängen geblieben. Aus der Färbung des Brustbeins weisagen alte Frauen noch jetzt, ob der Winter streng oder milde wird. Im allgemeinen aber gilt uns die Gans als einfältig. Denn woher sonst das Schimpfwort „dumme Gans“? Keine Frau würde es sich heute üblich machen, auf ihrem Grabstein eine Gans abzubilden, als Symbol der wackelnden Hüten des Hauses. Die Gans liefert uns die weichen Kissen für den nächtlichen Schlaf. Viel Schlafen macht dumm, ist der Volks Glaube. Vielleicht übertragen wir diese Auffassung auf die Gans selber, mit deren Federkleid man die Betten stopft. Man vergißt dabei, daß die Gans uns eins der wichtigsten Kulturinstrumente geschenkt hat, nämlich die Schreibfeder. Ehe es Stahlfedern gab, schrieb jedermann mit dem Gänsekiel. Schriftsteller, die auf Stil und Stimmung ihres Arbeitsraums halten, dekorieren ihn gern noch heute mit mächtigen Gänsekielen. Vielleicht hoffen sie, daß dadurch von dem mächtigen Ge-

stalt, mit dem Luther und Goethe und Shakespeare schufen, etwas auf sie übergeht. Nachdem in den Notjahren die Gans, die vor dem massenhaft aus Rußland zu uns kam, ein unerschwinglicher Luxus geworden war, schätzten wir sie gleich vielen entbehrlichen Dingen zuwenig, gleichviel ob sie mit Pfeffer oder nach süddeutschem Brauch, mit Maronen gewürzt, auf dem Tisch erscheint. Ihre Leber als Leberbissen, ihr „Klein“ als Montagsgewürst, auch ein kräftiges Weißbrot oder die in eisenen Landesteilen beliebte Gänsewurst tragen zu ihrer Volkstümlichkeit bei, in der kein anderer Hausvogel sie übertrifft.

Die Zimmerlinde im Vorzimmer

Von Maria Lorenz.

Ja, da steht das Rudiment eines Wohnraumes. Fruchtbare muernd gegen die unfruchtbar-schliche Dürre. Die Zimmerlinde als memento vor der Tür vergessener Menschlichkeit.

Wie erst würde ein Angorakater oder ein Rüken wirken.

Ich bin der Ansicht, jeder Büromann wie menschlich weich und erreichbar, hätte er je nach Temperament etwas Flora oder Fauna auf seinem Schreibtisch!

Man stelle sich vor: Große Sitzung beim Generaldirektor. Alle Hirne und Zigarren qualmen, wüstenber Eifer packt die nicht schlafenden. Hart prallt des einen Eifers gegen des andern Dickschädel. Es kocht die Verwirrung. — Plötzlich streicht weich und schmeichelnd ein schmieglamer Katzenrücken unter dem Tisch die Beine, wozu die Zimmerlinde mit ihren Blättern tauscht. — Ich bin überzeugt, es gäbe nicht mehr so viele Komplikationen. Aber, wozu soll man sich das Leben leicht machen, wenn man es schwer haben kann!

Vom Niesen

das in dieser Uebergangszeit zum Winter wieder manden plagt, schreibt im Daheim (64. Jahrg. Nr. 41) ein ärztlicher Mitarbeiter: „It is für den Niesenden selbst oft sehr wenig erprießlich, so kann es für seine Umgebung unter Umständen geradezu gefährlich und verhängnisvoll werden. Der Luftstoß beim Niesen setzt nämlich nicht nur grobe Bestandteile nach außen, zugleich schleudert er zahlreiche feinste, unsichtbare, der Oberfläche der Atemorgane entweichende Tröpfchen in die Umgebung, die allerhand Krankheitskeime in sich bergen können, die sich auf den Schleimhäuten der Atemorgane befinden und meist wohl auch den das Niesen auslösenden Schnupfen hervorgerufen. Auf diese Weise gelangen leicht die Erreger des banalen Schnupfens (sowohl wie auch die der epidemischen Grippe, des Keuchstussens, der Diphtherie und anderer anderer, entfernt ansteckender Krankheiten in die umgebende Luft, in der sie sich einige Zeit schwerer drehen. Wird eine solche Luft nunmehr von einem empfänglichen Menschen eingeatmet, so kann dieser selbst erkranken. So vermag das Niesen, wie übrigens auch der Husten mancherlei ansteckende Krankheiten zu verbreiten. Das Vorhalten von Hand oder Taschentuch mindert die Gefahr, ohne sie ganz zu beseitigen. Sie ist jedenfalls als eine so ernste erkannt worden, daß z. B. in Krankenhäusern die Schwestern, zumal solche, die kleine Kinder zu pflegen haben, dazu angehalten werden, bei eigenem Schnupfen während ihres Dienstes einen dichten Gazeverschleier vor Mund und Nase zu halten. — Einen körperlichen Zustand gibt es, bei dem sich das Niesen als nützlich, ja geradezu heilsam erwweist; das ist das kratzhafteste, ständig sich wiederholende Schlucken, der sogenannte Schluckauf, der, in einer heftigen Einatmung bestehend, gleichsam ein Geostich zum Niesen bildet. Hartnäckiges, sonst schwer unterdrückbares Schlucken schwindet leicht bei Gebrauch eines Niespulvers, wie man schon im Altertum wußte. Gegen heftige Niesanfälle hilft am besten eine Behandlung der Nase, die ja zumeist den Ausgangspunkt bildet. Nicht nur der Schnupfen, also eine Entzündung der Nasenschleimhäute, auch andere krankhafte Zustände des Naseninnern, wie z. B. Polypen oder Schwellungen, können zu häufigem Niesen Anlaß geben. Wo das Niesen einen anderen Ursprung hat, muß man diesen zu ermitteln und die aufgefunden Quelle zu verstopfen suchen.“